Auf dem Maskenballe.

Aus dem Spanischen des Don Manuel Breton.

„Erlaubst Du, daß ich mich zu Dir setze, schöne Serranita?"*)

„Mit vielem Vergnügen. Ich danke Dir, daß Du Dich lieber mit mir unterhalten willst, als mit den glänzenden Schönheiten hier im Saale. Kennst Du mich etwa?"

„Nein, noch nicht; möglicherweise kenne ich Dich auch dann nicht, wenn Du die Maske abnimmst. Aber was thut's? Wir können jetzt miteinander Bekanntschaft machen, ja, wenn es Dir recht ist, sogar Freundschaft schließen. Die Bekanntschaften, die von einem Maskenballe her datiren, pflegen nicht immer die schlimmsten zu sein."

„Doch pflegen auch arge Prellereien vorzukommen!"

„Das gebe ich zu; ich habe selbst solche erfahren...."

„Und wohl auch selbst einige ausgeführt."

„Nein. Wer, wie ich, überall ohne Maske erscheint, sogar auf den Maskenbällen, darf sich keine schlimmen Späße erlauben."

„Du hättest auch keinen Grund, Dich zu maskiren, und dessen kann sich nicht Mancher rühmen."

„Sehr verbunden, liebenswürdige Serranita. Du kennst mich?"

„Ja, vom Sehen. Man hat mir gesagt, Du seiest ein Dichter. Willst Du Verse auf mich machen?"

„Herzlich gern, wenn Du es wünschest; ich habe immer meinen Stolz darein gesetzt, den Damen gefällig zu sein. Doch vorerst sage mir: Wie heißt Du?"

„Nenne mich, wie Du willst: Phillis, Laura, Philine. Meinen wahren Namen würde ich Dir doch nicht sagen, sondern den ersten besten, der mir einfiele. Es ist also besser, Du giebst mir irgend einen poetischen Namen nach Deinem Geschmack."

„Ohne meine Muse zu kennen, ohne das holde Antlitz zu sehen, dessen Reize ich besingen soll?"

„Ei, ei! So spricht ein Dichter? Ihr, die Ihr immer in den unbegrenzten Räumen des Idealen lebt, Ihr hättet vonnöthen, den Gegenstand Eurer Begeisterung zu sehen? Ich für meinen Theil mache mir nicht so viel aus meinem Gesicht, noch halte ich Deine Einbildungskraft für so unfruchtbar, als daß ich es wagen möchte, mich zu demaskiren."

„Es ist wahr, der Geist der Dichter, zu denen Du mich nun einmal zählst, pflegt in höheren, eingebildeten Regionen zu schweben; doch nähren wir uns keineswegs von lauter Illusionen. Ich wenigstens halte es in Sachen des Vergnügens stets mit dem Positiven."

„Und welches Vergnügen verspricht Du Dir davon, mein Gesicht zu sehen?"

„Das Vergnügen, die Anmuth desselben, die ich außer Zweifel setze, zu bewundern; das Vergnügen, Dir meine Anbetung..."

„Anbetung! Immer führt Ihr das Wort im Munde! Ihr Dichter verdientet, daß man Euch aus jedem christlichen und wohlgeordneten Staate verbannte!"

„Warum, Verehrteste?"

„Als gottlose Götzendiener, wenn Ihr fühlt, was Ihr sagt; als erbärmliche Heuchler, wenn Ihr lügt. Du hast wahrhaftig wohl daran gethan, ohne Maske hieher zu kommen! Ihr Dichter braucht keine, um zu lügen, Ihr steckt immer unter der Maske."

„Wenn das so ist, so lasse ich für meinen Theil mit Vergnügen mir eine Eigenschaft gefallen, die mich mit dem schönen Geschlecht ganz in eine Reihe stellt."

„So heuchlerisch wären wir Frauen?"

„Ja, schöne Maske. Ihr könnt nicht sagen, daß die Männer in diesem Punkte Euch grundlos anklagen. Freilich muß man auch zugeben, daß die Eifersucht und Tyrannei der Männer Euern Mangel an Aufrichtigkeit hervorruft, und daß Eure Verstellung im Allgemeinen Nachsicht verdient, weil der Wunsch, uns zu gefallen, Euch dazu drängt. Aber soll ich wirklich Dein Gesicht nicht sehen?"

„Nein. Der Wunsch, dir zu gefallen, rät'hl mir, meine Maske zu behalten."

„Dein Gespräch entzückt mich; mit jedem Deiner Worte wächst meine gerechte Ungeduld, Dich zu kennen."

„Hast Du nicht gesagt, ich sei schön, ohne mein Gesicht zu sehen?" Hast Du mich nicht von vornherein Deine holde Muse genannt? Glaube nur, es liegt in unser Beider Interesse, daß ich Deiner Bitte nicht willfahre. Wenn ich verhüllt bleibe, höre ich aus Deinem Munde süße Schmeichelreden, an die ich vielleicht nicht gewöhnt bin; wenn aber der schützende Flor von meinem Antlitz verschwindet — dann fahre wohl Illusion! Steife Höflichkeit und schlecht verhehlter Verdruß folgt auf die Lobpreisungen, die Liebesworte und zärtlichen Betheuerungen, womit Du mich, wenn nicht stolz gemacht, doch wenigstens unterhalten und ergötzt hast."

„Diese Bescheidenheit ist für mich der sicherste Beweis Deiner hohen Verdienste."

„Bescheidenheit oder, besser gesagt, Aufrichtigkeit ist mein einziges Verdienst: jedes andere geht mir ab."

„Ich glaube bald, Du möchtest von mir durchaus zu den Gewöhnlichen deines Geschlechts gerechnet werden. Der Karneval ist zwar das verkehrte Bild der Welt und ohne Zweifel verstellen sich die Damen unter dem Schutze der Maske, die sie zum Lügen einladet, weniger als mit offenem Gesicht. Sie haben ja selten Gelegenheit, ungestraft die Wahrheit zu sagen!..... Aber Du .... Du bist nicht häßlich, darauf möchte ich schwören. Ich bin so oft getäuscht und genarrt worden, daß ich endlich in Beurtheilung der Masken einen gewissen Takt, eine gewisse Routine erlangt habe. Du sollst mich gewiß nicht täuschen! O, ich habe eine feine Nase! Bei meinen letzten Worten machte die Maske eine unwillkürliche Bewegung der Ueberraschung oder des Unwillens. Ich dachte mir ein so gewöhnlicher und unhöflicher Ausdruck habe ihr Ohr beleidigt und hat tausendmal um Entschuldigung. Sie aber reichte mir lachend die Hand und bemerkte mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit, sie verzeihe gern eine Sache von so geringer Wichtigkeit, und ich fuhr fort: Nur aus einem Grunde muß ich bedauern, wenn Du Dich demaskirst."

„Aus welchem?"

„Weil es dann mit der köstlichen Maskenfreiheit zwischen uns vorbei ist. Wie schade, daß man dem unbefangenen Plaudern, dem traulichen Duzen, das der Maskenball gestattet, entsagen muß! Freunde, Geschwister, Gatten und Liebende reden nicht vertrauter mit einander als ich jetzt mit Dir."

„Und wenn ich so unklug bin und die Maske abnehme, so wirst Du kaum Zeit haben, aufzustehen und ein gleichgültiges und verdrießliches: Ich empfehle mich Ihnen! hervorzubringen."

„Mit welchem Vergnügen Du mich quälst! Glaubst Du, ich könnte so unhöflich sein? Laß mich einen Augenblick annehmen, Du enthüllest Dein Gesicht und seiest häßlich, abscheulich. Bleiben mir nicht die Reize Deiner Unterhaltung, Deine bezaubernde Stimme, Deine fesselnde Liebenswürdigkeit, Deine entzückende Anmuth? Wie kann ein Weib mit solchen Gaben mißfallen? Ich verzeihe Dir ein häßliches Gesicht."

„Nimm Dich in Acht, was Du sagst! Solltest Du nachsichtiger und weniger von Eigenliebe beherrscht sein, als die anderen Männer? In Euern Augen ist die Häßlichkeit das größte Verbrechen einer Frau."

„Entweder mache ich eine Ausnahme oder Du verleumdest uns Männer, schöne Serranita. Ueberzeuge Dich davon, binde die neidische Maske los. Du wirst sehen, daß die Gluth meiner zärtlichen Verehrung, statt zu erlöschen, nur heller aufflammt. Mein Vorschlag ist gewiß nicht gefährlich. Wo könnte Deine Häßlichkeit denn stecken? Sehe ich nicht die zarte Eleganz Deines Wuchses? Halte ich nicht Deine schöne Hand in der meinigen? Entzückt mich nicht Dein allerliebstes Füßchen? Enthüllt mir nicht das Wogen dieses herrlichen Busens noch größere Reize? Hält mich nicht der Zauber Deiner dunkelstrahlenden Augen gefangen? Reißt mich nicht der wunderbare Kontrast Deiner rabenschwarzen Flechten mit dem blendendweißen Nacken zu neuer Verwunderung hin? Kann ich nicht das anmuthige Lächeln Deines göttlichen Mundes erhaschen, wenn Du das Köpfchen zur Seite neigst?"

„Und trotz dieser hochgepriesenen Vollkommenheit bin ich ein Schreckbild, und Dir wird die Haut schaudern, wenn ich mich demaskire."

„O nein! Es ist unmöglich .... Deine Gestalt, Deine Gesichtszüge...."

„Du hast nicht alle gesehen!"

„Gewiß! Nur die Nase.... (Hier unterbrach mich meine Gefährtin durch ein schallendes Gelächter.) Du lachst? Bist Du vielleicht stumpfnasig?"

„Oder langnasig. Was weiß ich?.. Wolle es lieber nicht erforschen."

„Nein, unmöglich kann eine unregelmäßige und unförmige Nase das holde Gesammtbild so vielen Liebesreizes verdunkeln. Ich nehme alle Folgen der Gunst, um die ich Dich bitte, mit in den Kauf. Mit diesem Mund, diesen Augen erlaube ich Dir eine platte oder eine große Nase."

„Unbesonnener!"

„Wohlan, demaskire Dich! Und mitten in der Nacht geht mir die Sonne auf!"

„Verwegener!"

„Soll ich Dich auf den Knieen darum bitten, mich dem Spott der ganzen Ballgesellschaft aussetzen?"

„Wohlan, du willst es! Du sollst mich ohne Maske sehen. Wie schwach sind wir Frauen. Aber meine Hände wenigstens sollen die Pandorabüchse nicht öffnen; empfange durch Deine eigenen die Strafe Deiner thörichten Neugierde!"

„Auch diese Huld? O Glück! O Seligkeit! Beneidet mich, Ihr Sterblichen! Reicht mir die Leier, o Musen! In diesem Augenblicke bin ich Pindar, bin ich Tyrtäus....."

„Bist Du ein Verrückter!"

„Verteufelt!.... Diese Schleife!.... Ich zerschneide sie! Ah! Endlich! Himm..... Das Wort erstarb mir im Munde — ein Schaudern überlief mich. O Entsetzen! Welche Nase! Welche Nase!! Welche Nase!!! Nie hätte ich geglaubt, daß die Natur den Pleonasmus, die Hyperbel, das Ungeheuerliche zu einem solchen Extrem treiben könnte. Das Sonnet:

„Es war ein Mann an eine Nas' gebunden"

wäre matt und farblos für die Schilderung derselben. Das war keine menschliche Nase, nein, das war eine Runkelrübe, ein Säbel, ein Radschuh, eine ägyptische Pyramide! Und man sagt, unser Vaterland sei in der Regeneration begriffen!, Man verfolgt mit Strenge alles Ueberdriebene und Maßlose, was verderblich auf den langsamen, aber fortschrittlichen Gang unserer Kulturbestrebungen einwirkt. Und die Ausscheidung der Natur müssen wir uns gefallen lassen! Gegen die Maßlosigkeit der Nase existirt kein Gesetz!

Ein Grausen hatte mich gepackt bei der fürchterlichen Szenenveränderung, und gern wäre ich meine Gefährtin auf eine schickliche Art los geworden. Ich machte riesige Anstrengungen, um einige galante Phrasen hervorzubringen, umsonst — ich repräsentirte das richtige Bild eines albernen Tölpels.

Zu meinem Glück aber lachte die Serrana, die offenbar an ihre Häßlichkeit und deren Wirkungen gewohnt war; sie lachte aus vollem Halse, vielleicht über meine Verwirrung, vielleicht über sich selbst. Dies machte mir Muth! Unter dem Vorwande, einen Freund zu begrüßen, stand ich auf und verabschiedete mich, ohne sie noch einmal anzusehen, mit einem trockenem und verdrießlichen: Ich empfehle mich Ihnen!

Die Scham beflügelte meine Schritte, der Zorn machte mich blind; ich stürzte fort, ich stolperte über Leute, über Möbel, über mich selbst. Ich wollte nach Hause rennen, ohne meine Kutsche abzuwarten, ohne meinen Mantel einzulösen; da empfand ich auf einmal Hunger, mitten in meiner Wuth einen Hunger, so riesig wie die Nase, in deren Schatten meine fröhliche Laune begraben lag. Ich eilte also in den Speisesaal, setzte mich an einen Tisch, bemächtigte mich der Speisekarte, und verlangte, was am schnellsten zu haben war. Ich aß, nicht etwa mit Appetit, nein, mit tiefem Ingrimm von vier verschiedenen Gerichten, und eben erwartete ich das fünfte, da — wer setzt sich gegenüber?.... Gerechter Himmel!.... Die gleiche Maske oder, besser gesagt, die gleiche Nase, die mir eben einen solchen Schrecken eingejagt hatte! Mein erster Impuls war, aufzustehen und davon zu eilen; aber die boshafte Serrana wandte sich zu meinem Entsetzen mit teuflischer Artigkeit an mich und sagte:

„Wie, Sie wollen mich nicht zum Nachtessen einladen?"

Verwirrt, keines Wortes fähig, saß ich da!.... und die Nase lachte; ihr Begleiter aber lachte nicht, sonst hätte ich wahrlich meine Wuth an ihm ausgelassen.

„Sennora...."

„Ich werde Ihnen nicht viel Kosten verursachen. Ein Glas Punsch a la romaine, nichts weiter."

Diese Unverschämtheit reizte mich auf Aeußerste; ich beschloß, mich zu rächen und sie zu verspotten.

„Es würde mir ungemeines Vergnügen machen, Ihnen zu dienen, Sennorita, aber ich fürchte, Ihre Nase könnte Ihnen unberufen die Dienste des Mundes leisten.

Wenn Sie die Maske nicht abnehmen, weiß ich nicht, wie...."

„Natürlich. Mit dieser Nase könnte ich nicht trinken; ich muß sie abnehmen."

„Wie?.... Was sagen Sie?.... Sollte...."

In diesem Moment ergriff sie die Nase und... riß sie weg!!!

Wehe mir armen Sünder! Sie war von Karton nachgemacht! Ihre wirkliche Nase stimmte an Anmuth mit den übrigen Gesichtstheilen vollkommen überein.

Wie soll ich meine Scham, meine Verzweiflung schildern, als ich das wunderschöne Geschöpf vor mir sah und ich mich an den Leichtsinn, die Unhöflichkeit, die Bosheit meines Betragens erinnerte! Ich wollte sie tausendmal um Verzeihung bitten, meinen Irrthum aufs Tiefste bereuen, knieend den Staub von ihren Füßen küssen.

Aber die Grausame reichte ihrem Gefährten den Arm, maß mich mit einem strengen, vernichtenden Blick, der mich vollends außer Fassung brachte, und verschwand mit einem kalten: „Leben Sie wohl!"

Die Cultur der Zimmerpflanzen.

Die Cultur der Zimmerpflanzen gewährt ein großes Vergnügen, sie erscheint sehr einfach, ist es aber in der That nicht.

Eine Hauptbedingung ist, daß in dem Zimmer, wo Pflanzen cultivirt werden sollen, kein Leuchtgas gebrannt wird, dieses entweicht bei aller Vorsicht doch immer aus der Leitung, es ist ein Gift für die Pflanzen, welche unter seiner Einwirkung kränkeln und endlich eingehen. Sehr wesentlich ist die Orientirung der Zimmer, alle Pflanzen, mit Ausnahme der wirklichen Schattenpflanzen, müssen Sonne haben, weil durch die Strahlen derselben das Blattgrün (Chlorophyll) entsteht, aus welchem sich dann durch beständige Besonnung die anderen Substanzen in der Pflanze entwickeln, z. B. Farben und Duft der Blüthen u. s. w. Aber ebenso nachtheilig ist im Uebermaß die Sonne, zumal im Zimmer, weil durch die Fensterscheiben die Kraft der Sonnenstrahlen verstärkt wird; man kann es daraus ersehen, daß Insecten, welche sich an von der Sonne beschienene Scheiben setzen, besonders im Sommer, bald absterben. Aus diesem Grunde ist die Lage nach West zu NW. sehr ungünstig, weil die Sonne im tieferen Stande das ganze Zimmer bescheint, sie dringt bei NW. ein, wendet ihre Strahlen nach W. und durchwandert so das ganze Zimmer; wenn nun die Pflanzen diesem lange andauernden Sonnenlichte ausgesetzt werden, so fangen sie an zu verkümmern und gehen zuletzt ein. Aus diesem Grunde legt man auf die Fenster der Gewächshäuser die aus dünnen Latten bestehenden Schattenjalousien oder malt auf die Fenster mit heller Oelfarbe gitterähnliche Streifen. Auch ist es gut, den Pflanzen frische Luft zuzuführen, man darf aber im Winter nicht die kalte Luft direct einlassen, namentlich durch Oeffnen der Fenster, weil durch ihre Einwirkung die Pflanzen gleich erfrieren. Uebrigens werden Pflanzen zuweilen wirklich verbrannt, man findet dann, daß in einer Scheibe Blasen vorhanden sind, welche wie ein Brennglas wirken, und da der Focus mit der Sonne weiter wandert, so erstreckt sich die Wirkung weiter hin. Hier muß entweder die fehlerhafte Scheibe umgewechselt, oder die Blase von innen mit heller Oelfarbe übermalt werden. Alle Pflanzen müssen von Zeit zu Zeit in frische Erde umgepflanzt werden, die in kleineren Töpfen jährlich, und je nach der Art in eine verschiedene Erdmischung. Die Pflanzen ziehen ihre Nahrung durch die Einwirkung des Wassers, welches die Nahrungsstoffe auflöst, aus dem Boden, wird dieser nun nicht erneuert, so verhungert die Pflanze und geht ein, fleißiges Begießen hilft nicht, da das Wasser keine Nahrung für die Pflanzen ist. Wir sind schon oft über das Kränkeln lange nicht verpflanzter Gewächse befragt, und konnten dann zeigen, daß in dem Topfe keine Erde mehr vorhanden war, sondern nur ein großer Wurzelballen mit einigen Sandkörnern und Steinchen. Ein wichtiger Punkt ist das Begießen der Pflanzen, weil es für alle nothwendig ist. Als Regel gilt, daß es nur eine Person besorgt, wird es mehreren übertragen, so begießen oft alle nach einander und gießen die Pflanze todt, oder der eine verläßt sich auf den andern, es wird gar nicht begossen, und die Pflanze verdorrt. Es findet nun aber ein großer Unterschied unter den Pflanzen hinsichtlich des Wasserbedarfes statt, einige, z. B. die Calla und der Oleander, müssen sehr viel Wasser haben, andere, die Fettpflanzen, z. B. der Cactus, fast gar keins. Als Hauptpunkt ist zu berücksichtigen der Stand der Vegetationskraft, ist die Pflanze in raschem Wachsthume begriffen, zumal in der Blüthezeit, so bedarf sie mehr Wasser. Es giebt nun aber für alle Pflanzen eine Ruhezeit, wie bei uns im Winter; hier darf nur wenig begossen werden, und gar nicht, wenn eine Knollen- und Zwiebelpflanze ihren über der Erde befindlichen Schaft abwirft, und das ganze Leben nur in der Knolle oder Zwiebel fortdauert, das Begießen eines solchen Topfes bringt jene in Fäulniß. Das Begießen hängt wesentlich von der Jahreszeit, der Besonnung und der Luftbeschaffenheit ab, im Sommer, bei heller und trockener Luft, muß mehr begossen werden, weniger im Gegentheile. Am sichersten ist es, wenn man die Erde in dem einzelnen Topfe untersucht, und je nach ihrer trockenen oder feuchten Beschaffenheit begießt. Man hat nun auch ein Mittel, die Beschaffenheit der unten im Topfe enthaltenen Erde zu erkennen, man klopft mit dem Knöchel des Zeigefingers an die Fläche des Topfes, ein heller Ton zeigt Trockenheit der Erde, ein dumpfer die Feuchtigkeit an. Werden Pflanzen zu stark begossen, so stagnirt das Wasser, es zersetzt sich, die Erde riecht multrig, die Wurzeln fangen an zu faulen, und diese Fäulniß setzt sich weiter auf die Pflanze fort, und sie geht ein. Besonders auffallend ist es bei den Arten mit dickem fleischigem Stamm. Hier verfault die Pflanze von unten her, während der obere Theil noch fortvegetirt; hier kann man wohl den noch oberen Theil abschneiden und wieder frisch einpflanzen, er wird oft wieder Wurzel treiben und fortwachsen. Wird die Pflanze aber zu wenig und selten begossen, so trocknen zuerst die kleinen feinen Faserwurzeln ein, die Ernährung hört auf, und wenn die Pflanze dann unter günstigeren Verhältnissen nicht neue bilden kann, so geht sie ein. Man räth auch mit Recht an, die Pflanze nicht zu begießen, wenn sie stark von der Sonne beschienen ist; die Circulation der Säfte wird dann so aufgeregt, daß Gefäße springen können, wodurch die Pflanze erkranken kann. Es wird nun auch die Frage aufgeworfen, ob man das Wasser oben in den Topf oder nur in den Untersatz eingießen soll. Die feinen Wurzelfasern befinden sich im ganzen Ballen, begießt man von oben, so durchzieht das Wasser denselben gänzlich und das Ueberflüssige zieht unten ab, dagegen steigt das untere Wasser nicht hinreichend in die Höhe. Es wird nun sehr empfohlen, das Wasser vor dem Begießen mit allerlei Dungmitteln zu mischen; organische Substanzen können leicht faulen, die Zimmerluft, dann auch die Pflanzen selbst verderben; zweckmäßiger sind die sogenannten Nahrungssalze, allein man kann sie auch zu viel anwenden; besser ist, die Erde zu düngen und sie, wenn sie erschöpft wird, durch Umpflanzen zu erneuern. Das Wasser darf, zumal im Winter, nicht zu kalt sein, es ist überhaupt gut, es immer vorher in das Zimmer zu bringen, damit es abstehen kann. Eine gelinde Erwärmung desselben befördert überhaupt die Vegetation. Sehr viel hängt nun von der Beschaffenheit des Wassers ab; das beste ist das Regenwasser, da es auch Umwandlungen des die Luft bildenden Stickstoffes enthält. Nun folgt das Flußwasser, es ist auch weich und zum Begießen sehr geeignet; leider aber wird es durch die Abflüsse der Gewerbe, besonders der Fabriken, sehr verunreinigt, sogar vergiftet. Aus diesem Grunde sind auch von den Regierungen verschiedentlich Verordnungen gegen die Verunreinigungen der öffentlichen Wasserläufe erlassen.

So wesentlich ist die Frage, welche Arten von Pflanzen in den Wohnzimmern cultivirt werden sollen; gerade hier wird vielfach gefehlt. Die Zimmerluft ist im Ganzen trocken, meistens in kalten Wintern sehr warm, deshalb passen die sogenannten Kalthauspflanzen meistens nicht in die Zimmer. Diese Pflanzen müssen eine Ruheperiode haben, welche für unsere einheimischen Pflanzen im Winter eintritt; die Bäume und Gesträuche werfen die Blätter ab, die perennirenden Pflanzen gehen bis auf einige Wurzelblätter oder bis auf den Wurzelstock ein, bei Knollen- und Zwiebelpflanzen stirbt der Schaft ab; selbst die Nadelhölzer werden sehr dunkel und die Nadeln schrumpfen ein. Aber das innere Leben der Pflanze dauert unter Frost und Schnee fort, die Knospen haben sich schon im vorhergehenden Sommer gebildet, sie entwickeln sich fort, bis im nächsten Frühling die höher steigende und mehr Wärme verbreitende Sonne sie zur Entfaltung bringt; aus den Wurzelstöcken der perennirenden Kräuter und Knollen schießt dann ein neuer Schaft hervor, welche Blätter und Blüthen trägt, die Nadelhölzer setzen neue Triebe an, die noch lebensfähigen Nadeln erhalten neue Saftfülle und eine frischere Farbe. Selbst in den Tropen haben die meisten Pflanzen eine Ruheperiode, sie ist meistens durch die im Sommer eintretende Dürre bedingt, hier zeigt sich die neue Vegetationsperiode auch durch frische Triebe und Ansatz von Blüthen. Eigenthümlich ist es hier, daß die aus der südlichen Erdhälfte herstammenden Tropenpflanzen ihre heimathlichen Perioden des Triebes behalten, sie blühen bei uns im Winter, welcher in ihrer Heimath der Sommer ist. Hat nun eine Pflanze nicht ihre Ruhezeit (man könnte ihn aus Analogie Winterschlaf nennen), so dauert die Vegetation fort, aber sie bewirkt nur das Längenwachsthum und die Blattentfaltung, etwa vorhandene Blüthenknospen fallen ab, es entstehen nur neue Triebe, aber wegen mangelnder Ruhe werden dieselben lang und dünn, die Blätter werden nicht gehörig entwickelt, Blüthen kommen gar nicht. Die Vegetationskraft erlischt, die Triebe sterben ab und die Pflanze geht ein. Aus dieser Ursache können unsere Pflanzen in der Tropenzone nicht fortkommen, sie gehen dort aus Mangel an Ruhe zu Grunde. Hieraus erklärt es sich, daß manche Pflanzen, vor allen die Camelien, im Zimmer ihre Knospen verlieren, die Luft ist ihnen zu warm, es fehlt ihnen die ruhige Entwickelung. Darum sind für die Zimmercultur wesentlich Warmhauspflanzen zu empfehlen, allein es ist wohl zu beachten, nicht solche, welche eine sehr feuchte Luft verlangen, welche wohl in Gewächshäusern, aber nicht in Wohnzimmern herzustellen ist. Besonders geeignet sind Blattpflanzen, welche so ziemlich immer dasselbe Ansehen haben, Blüthenpflanzen sind zwar zur Blüthezeit sehr schön, außerhalb derselben aber gar oft unansehnlich, auch ist ihr Duft oft zu stark und dann ungesund. Von den Blattpflanzen sind nun besonders zu empfehlen krautartige Palmen, besonders Arten der Chamädora, Dracänen, einige Aroideen, zumal Philodendron oder Monskera pertusa u. a., Begonien, besonders die echten Arten, nicht die sehr empfindlichen Hybriden, die Aspidistra, einige harte Bromeliaceen.

Für die Blattpflanzen ist es nothwendig, daß sie von Zeit zu Zeit mit einem nassen Schwamm gereinigt werden, auch muß das Zimmer oft gelüftet werden, im Winter mit Vorsicht, nicht durch Oeffnen der Fenster, weil die davorstehenden Pflanzen gleich erfrieren können. Viel Vergnügen gewährt es am Ende des Winters, Zwiebelgewächse zu treiben, man kann im December mit Tulpen und Tazetten beginnen, dann im Januar zu den Hyacinthen übergehen und im Februar mit den Crocus schließen. Die abgeblühten Zwiebeln sind bis zum Welken des Schaftes feucht und dann trocken aufzubewahren, und im October in's freie Land auszupflanzen, sie können im folgenden Jahre nicht wieder getrieben werden, besonders nicht, wenn sie in demselben Topfe stehen bleiben. Auf gleiche Weise lassen sich Moosrosen, Remontanten, Schneeball, Deutzien und andere Gesträuche antreiben, aber auch diese Pflanzen lassen sich nicht zum zweiten Male antreiben, auch sie müssen wieder in das freie Land ausgepflanzt werden, um auszuruhen.

Wir möchten noch bemerken, daß die Zimmerpflanzen sehr durch allerlei Ungeziefer leiden, Blattläuse, Schildläuse, besonders die Milbenspinne, ein sehr kleines rothes oder schwarzes Thierchen von der Größe eines Sandkornes, sie vermehren sich sehr stark, spinnen die Blätter und zuletzt die ganze Pflanze ein, welche dann eingeht. Hier ist Abwaschen der Pflanze, reichliches Zulassen von frischer Luft nothwendig, tranke, stark besponnene Blätter zu entfernen und womöglich zu verbrennen. Als bewährtes Mittel können wir empfehlen: man bringt in ein verschließbares Gläschen eine Portion Aloepulver, gießt Wasser darüber, die Flüssigkeit trägt man mit einem Pinsel auf die mit Insecten besetzten Pflanzentheile; die Thiere sterben rasch ab, aber die Pflanzen leiden nicht dadurch.

Der Opiumrausch.

In der von A. Woldt herausgegebenen „Wissenschaftlichen Korrespondenz" finden wir eine interessante Skizze des berühmten russischen Reisenden Barons von Miklucho-Makley über einen Opiumversuch, welchen derselbe während seines Aufenthalts in Hongkong in dem dortigen chinesischen Klub angestellt hat. Hier folge der Schlußpassus, in welchem Miklucho-Makley seine Beobachtungen zusammenfaßt. Er schreibt: Erstens muß man über eine Stunde anhaltend rauchen, um eine auffallende Wirkung des Opiums zu verspüren; zweitens es werden zuerst die Lokomotionsorgane afficirt und dann erst die Nervencentra; drittens, die Sinnesorgane, (das Gesicht und das Gehör) werden Sinnestäuschungen unterworfen; viertens, während und nach dem Opiumrauchen treten keinerlei Hallucinazionen, Bilder und Träume auf. Ich betone den letzten Umstand ausdrücklich, da meine Beobachtungen mit Angaben der Meisten, die Opiumrauchen berichten, im Widerspruch stehen. Die Gehirnthätigkeit ist eher deprimirt, als erregt, der Ideengang wird immer langsamer und schwieriger. Das Gedächtniß stockt und zuletzt denkt man an nichts. Nachdem man eine genügende Dosis Opium geraucht hat, kommt man in einen Zustand von tiefer Ruhe, dieser Zustand ist sehr eigenthümlich, man hat ein Gefühl, daß man nichts, absolut gar Nichts wünscht. Da man sich an gar Nichts erinnert, gar Nichts denkt, Nichts wünscht, so ist man nahe daran, sein „Ich" ganz zu verlieren. Dieses Gefühl der Ruhe und des Nichtsbegehrens ist so anziehend und angenehm, daß man aus diesem Zustand nie befreit werden möchte. Nach diesem Versuch verstehe ich vollkommen, das Tausende von Menschen, Reiche und Arme, ohne Unterschied der gesellschaftlichen Stellung und des Alters dem Opiumrauchen sich ergeben, dessen Hauptwirkung und Hauptgenuß darin besteht, daß man auf einige Zeit sein „Ich" verliert. Das man darin einen so hohen Genuß findet, beweist wiederum die tiefe Wahrheit der uralten Erfahrung, die Byron kurz und treffend ausdrückt:

And know what ever thou hast been,
It is something better not to be.

Das Opiumrauchen gewährt einen Vorgeschmack des „Nichtseins."

Auf der höchsten Stufe.

Lehrer: „Königliche Hoheit, wir haben grad' Naturgeschichte." — Herzogin: „Bitte, lassen Sie sich nicht stören. Thun Sie grad, als wenn ich gar nicht da wäre." — Lehrer: „Wir haben grad' die Säugethiere fertig und ich wollte eine kleine Wiederholung anstellen." — Herzogin: „Desto besser, da höre ich, was sich die Kinder gemerkt haben." — Lehrer: Welches sind die Säugethiere, die auf niederster Entwickelungsstufe stehen, Franz?" — Franz: „Die im Wasser leben." — Lehrer: „Recht so. Hans nenne mir solche!" — Hans: „Der Wallfisch, der Seehund, die Seekuh, das Seekalb." — L.: Recht. Welches ist aber das Säugethier, welches auf höchster Entwickelungsstufe steht, Fritz?" — Fritz: Das Säugethier, welches auf höchster — höchster Stufe — höchster Stufe —" — Lehrer: „Du siehst es ja in der Stube." — Fritz: „Das Säugethier, welches auf höchster Stufe steht, ist — ist — ist — die Frau Herzogin."

Unappetitliches Compliment.

„Mein Fräulein, Sie singen so entzückend schön, — wie eine Nachtigall! Sie nähren sich gewiß nur von Mehlwürmern!?"

Schauerliches Geständniß.

Polizeirath: Mein Fräulein, ich bitte, mir Ihre Subsistenzmittel bekannt zu geben!"

Dame: „Ich lebe vom Verluste meiner Reputation!"

Ein furchtbares Abenteuer.

Die junge schöne Frau Doktorin hatte bei der Frau Oberförsterin einen Nachmittag zugebracht. Auf dem Heimwege kam sie an einem lahmen Bettler vorüber, dem sie ein Almosen reichte, und dieser gab ihr seine Verwunderung darüber zu verstehen, daß sie so ganz allein und noch dazu bei herannahender Dämmerung nach Hause ginge. „Denn wissen Sie," sagte er, „es sind schon mitunter Raubanfälle in hiesiger Gegend vorgekommen, und Sie werden deßhalb gut daran thun, so bald als möglich nach Hause zu kommen." Diese erbaulichen Worte trieben die junge Frau an, ihre Schritte möglichst zu beschleunigen, und bald hatte sie den Saum eines dergigen Waldes, an dem sie ihr Weg vorüberführte, erreicht. Sie mochte aber längs dieses Waldes, kaum ein paar hundert Schritte zurückgelegt haben, als sie hinter sich, wenn auch noch ziemlich entfernt, ein gebieterisch: „Halt!" rufen hörte. Aengstlich schaute sie sich um, und sah nun einen Mann, mit der Hand etwas wie einen Prügel in die Höhe haltend, auf sich zueilen. Sie erschrak bis zu Tode; des Bettlers Worte fielen wie eine Centnerlast auf ihre Seele; jener Mensch, welcher mit ungeheurer Schnelligkeit lief, mußte sie gar bald eingeholt haben. Hier war ein rascher Entschluß nöthig, und schnell eilte sie auf einen Fußpfad in den Wald, um sich den Augen ihres Verfolgers zu entziehen, und lief Bergauf, so schnell sie nur konnte. Allein sie war noch nicht sehr weit gekommen, als ihre Kräfte vor Aufregung und Ermüdung nachließen, erschöpft sank sie auf einen Felsblock hin, und zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, harrte sie der Dinge, die da kommen würden. Mit einem Male jedoch hörte sie zu ihrem Entsetzen Tritte, sie kamen näher, und immer näher, ihre Sinne fingen ihr fast zu schwinden an, im nächsten Augenblick sah sie den Fürchterlichen mit seinem Prügel auf sich zukommen, sie vermochte es nicht, einen Laut über ihre Lippen zu bringen, er aber rief ihr mit einer tiefen Baßstimme zu: „Frau Doktorin, da schickt Ihnen die Frau Oberförsterin a Paraplü, sie hat eben gemeint, es könnt' bald zu regnen anfangen.

Lebensweisheit.

„Künstlerruhm, das schönste Loos auf Erden!
D'rum, Herr Doctor, möcht' ich Künstler werden;
Ich kann musiciren, malen dichten,
Sagt mir doch, wohin soll ich mich richten?"

„Alles das zugleich?" „Und ohn' Beschwerden!"

„Dann, mein Sohn, mußt du was anderes werden."

Schöne Weiber, die nichts taugen,
Fangen die Männer mit den Augen;
Aber Frauen von echter Güte,
Gewinnen die Herzen mit dem Gemüthe.

Manches Glück ist ausgeblieben,
Das die Zukunft auch nicht giebt,
Wenn Zwei glauben einander zu lieben,
Und sind nur in einander verliebt.

Was du öffentlich Gutes gethan,
Schreiben in die Luft der Leute Zungen,
Aber was dir im Stillen gelungen,
Gutes zu üben, ist nicht vergebens,
Denn das schreibt im Buch des Lebens
Mit Demantziffern das Schicksal an.

Der Himmel ist dicht,
Du siehst keine Sterne;
Sind sie darum nicht
In gewöhnlicher Ferne?
Dein Himmel ist trüb,
Du siehst keine Helle,
Aber Gottes Lieb'
Ist doch zur Stelle.

Und ist die Sache nun so rein,
Es findet sich ein Beleidiger;
Und so schmählich kann keine Sache sein,
Sie findet ihren Vertheidiger.

Da stürzen die Menschen wild hinaus,
Das Glück zu erwerben,
Und derweilen liegt's daheim zu Haus
Und muß im Winkel verderben.

Wahrhafte Freuden blüh'n von Allen
Nur dem, der sie rechtschaffen plagt;
Die Früchte, die von selber fallen,
Hat auch der Wurm schon angenagt.

Der Zweifel ist ein Höllenbann,
Ein Gaudium den Teufeln;
Fängt einer erst zu zweifeln an,
Wie bald kann er verzweifeln.

A. Roderich.

— Ueber die Entstehung der Stenographie berichtet Plutarch in der Lebensbeschreibung des jüngeren Cato, gelegentlich der Rede des Letzteren gegen die Catilinarier. Dieselbe sei allein von den Reden Cato's erhalten geblieben, weil Cicero, der damals Consul war, die besten Schnellschreiber vorher mit Zeichen bekannt gemacht hatte, welche in kleinen, kurzen Chriffren die Bedeutung vieler einzelnen Buchstaben vereinigten, worauf er den Einen da, den Anderen dort auf verschiedenen Punkten des Sitzungslokals aufstellte. Es wird ausdrücklich hinzugefügt, daß man die sogenannten Chifferschreiber bisher nicht eingeübt oder überhaupt besessen hatte, vielmehr dies, so viel man weiß, der erste Fall gewesen sei, wodurch der Gebrauch in Anwendung kam.

— Gutsherr: „Lieber Doktor, mein Hüter dort treibt s' auch nimmer lang!"

Arzt: „Wie so?"

Gutsherr: „Nun — die Säu, weil ich sie heute Morgen verkauft habe!"

Berliner Droschken.

(Im Sommer.)

Fremder: „So oft ich komme ist nicht eine einzige Droschke in ganz Berlin zu haben!" — Berliner: „Na nu! Was glooben Sie denn ejentlich — bei so'n Prachtwetter fährt doch Allens spazieren!"

(Im